

Sternschnuppen

Autor(en): **Waldner, Judith**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **51 (1999)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-931808>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sternschnuppen

Zum 52. Mal fand im Mai an der Côte d'Azur das renommierteste Filmfestival Europas statt. Das diesjährige Programm war eher flau, doch auf den Schweizer Kinostart einiger Filme kann man sich freuen.

Judith Waldner

Cannes 1999 war insgesamt eher flau, zumindest was die «Sélection officielle» betraf. Wie stets hat man auf Neuentdeckungen gehofft, und die Namen grosser Regisseure leuchteten im Vorfeld verheissungsvoll am Firmament des renommierten Festivals an der Côte d'Azur. Zu oft haben sich die gezeigten Werke allerdings als schnell verglühende Sternschnuppen erwiesen, das Auge kurz erfreuend, aber ohne dauernde Strahlkraft.

Der Brite Michael Winterbottom beispielsweise vermochte mit seinem neuen Film «Wonderland» nicht zu überzeugen. Man schaut seinen Figuren zwar gerne zu, letztlich aber hinterlassen sie keinen bleibenden Eindruck. Dies liegt weniger an mangelndem Können des Regisseurs oder an einer fehlenden Genauigkeit in der Darstellung der Charaktere als vielmehr daran, dass Winterbottom zu viele Personen auf die Leinwand bringt. «Wonderland», weniger eine Geschichte als eine Momentaufnahmen, spielt im London der Gegenwart. Hier kreuzen sich die Wege verschiedenster Menschen, ein Puzzle städtischen Lebens entsteht, das kühl lässt, leidenschaftslos wirkt. Die Handkamera, mit welcher der Film aufgenommen wurde, vermag kaum Intimität oder Authentizität zu schaffen.

Mit grösserer Spannung als Winterbottoms «Wonderland» wurde der neue Film des Franzosen Léos Carax erwartet. Seit seinem als Kultfilm gehandelten «Les amants du Pont-Neuf» (ZOOM 8/92) sind etliche Jahre vergangen. Seine im Wettbewerb gezeigte neue Arbeit «Pola X»

ist sehr aufwendig gemacht und ambitioniert. Pierre, die Hauptfigur, ist reich, verlobt und lebt mit seiner Mutter in einem edlen Anwesen in der Normandie. Eines Nachts begegnet er einer verwahrlosten jungen Frau, die behauptet, seine verstossene Schwester zu sein. Der vorerst skeptische Pierre glaubt der Frau bald einmal, empfindet seine bisherige Exi-



Stimmungsvoll und mitreissend: Pedro Almodóvars «Todo sobre mi madre»

stanz als verlogen, bricht mit allem, um ein neues Leben zu beginnen. Carax' Geschichte von der Wandlung eines blonden Prinzen in ein männliches Aschenputtel kommt symbolüberladen und geschmacklerisch daher und war eine der herben Enttäuschungen des Festivals.

Drehbuchschwäche

Ähnliches lässt sich von «Felicia's Journey» des Kanadiers Atom Egoyan zwar so krass nicht sagen, doch ein Loblied mag man auch hier nicht anstimmen. Felicia lebt in Irland, ist 17 und schwanger. Von ihrer Familie abgelehnt, reist sie nach Grossbritannien, um den Vater des Kindes zu suchen. Dort trifft sie Joseph Ambrose Hiditch, einen vertrauenerweckenden Mann mittleren Alters. Doch der Schein

trügt: Hiditch bringt immer wieder junge Frauen um, die sich ihm anvertrauen. Was so beschrieben reichlich dramatisch tönt, hat Egoyan unspektakulär in stimmige Bilder umgesetzt. Ausführlich fokussiert der Film auf Hiditchs Kindertage, die er in den fünfziger Jahren als dicker, ungeliebter Bub mit seiner Mutter – einer berühmten Fernsehköchin – verbrachte. Hiditch hat sich

nie von seiner Kindheit, seiner dominanten Mutter lösen können. Warum aus dem Umstand allerdings Morde an jungen Frauen resultieren, wird nicht recht nachvollziehbar. Schade auch, dass Egoyan die Figur der Felicia nur sehr eindimensional charakterisiert (wieweit das auch in der Vorlage, einem Roman von William Trevor, der Fall ist, muss hier offen bleiben). Die junge Frau beeindruckt in ihrem unerschütterlichen Glauben

an die Liebe. Dass der Vater ihres ungeborenen Kindes sich gar nicht mehr für sie interessieren könnte, kommt ihr gar nie in den Sinn. Dass sie allerdings, kaum macht ihr Hiditch den Vorschlag, das Kind abzutreiben, sofort einlenkt, ist eine böse Drehbuchschwäche. So bleibt «Felicia's Journey» letztlich weit hinter Egoyans letztem Film «The Sweet Hereafter» (ZOOM 1/98), hinter dessen Kraft zurück.

Einer musste sich nie Kraftlosigkeit vorwerfen lassen und muss es auch heute nicht: Pedro Almodóvar. Längst nicht mehr so schrill und absurd wie vor Jahren – obwohl auch seine früheren Filme alles andere als zu verachten sind – zaubert der Spanier mit «Todo sobre mi madre» ein mitreissendes, schräges Melodrama auf ▶

► die Leinwand. Manuela verliert ihren Teenager-Sohn bei einem Unfall. Daraufhin nimmt sie den Zug nach Barcelona, von wo sie vor etwas mehr als 17 Jahren schwanger weggegangen ist, ohne jemandem zu sagen, wohin. Jetzt macht sie sich auf die Suche nach dem Vater ihres Jungen, einem Transvestiten, der in der katalanischen Stadt alles andere als einfach zu finden ist. «*Todo sobre mi madre*», ein dramaturgisch formidables, stimmungsvolles, sinnliches Stück Film über tolle Frauen, weibliche Solidarität, Mütter und ihre Söhne, wurde mit dem Regiepreis und dem Preis der Ökumenischen Jury ausgezeichnet.

Nach einigen grossen Namen nun zu Filmschaffenden, denen in Cannes kein Ruf vorausgeeilt ist. Zu erwähnen wäre hier etwa Eric Mendelson. «*Judy Berlin*» heisst sein feiner, schwarzweisser erster Langspielfilm. Zu sehen war er in der Sektion «*Un certain regard*». Mendelson erzählt vom Leben in einer kleinen Ortschaft auf Long Island, vom kürzlich ziemlich resigniert aus Kalifornien zurückgekehrten Eric Gold, von Judy Berlin, die sich Richtung Hollywood aufmachen will, ein Schauspielstar werden möchte. Lauter kleine Begegnungen zeigt der amerikanische Regisseur, vieles wirkt leicht surreal – eine Sonnenfinsternis verstärkt diesen Eindruck –, Wehmut und Zärtlichkeit durchziehen dieses eindringliche Filmbijou.

Untiefen

Wenngleich kein ganz grosser Wurf, war der in der Sektion «*Quinzaine des réalisateurs*» gezeigte Film «*Phörpa*» (*The Cup*) eine sehr erfreuliche Überraschung des Festivals. Khyentse Norbu erzählt eine einfache Geschichte, verzichtet auf Schnörkel und trifft ins Herz – nicht nur, weil die Hauptfiguren Kinder sind. Diese Kinder sind künftige Mönche, wurden von ihren Eltern aus dem Tibet in eine Schule in Bhutan geschickt. Dort geht es zwar im allgemeinen streng und andächtig zu, doch die Buben haben nicht nur religiöse, sondern durchaus ganz weltliche Interessen, beispielsweise die Fussballweltmeisterschaft. Sie das Finalspiel Brasilien gegen Frankreich heimlich auswärts anzusehen, erweist sich bald einmal als unmöglich.

Was also tun? Vielleicht den Abt fragen, ob man einen Fernseher mieten könnte, obwohl dieser nicht einmal weiss, was Fussball überhaupt ist? «*Phörpa*» ist der bezaubernde erste Langspielfilm des 1961 geborenen tibetischen Lamas Khyentse Norbu, dem es – nach eigenen Worte – ein Anliegen ist, dass das tibetische Erbe bewahrt werde, dass sich die Tibeter gleichzeitig dem «modernen» Leben öffnen, damit deren Kultur lebendig bleibe.

Die Jury, präsidiert von David Cronenberg, hat in diesem Jahr sozialpolitisches Engagement in den Vordergrund gestellt. Mit der Vergabe der Goldenen Palme an «*Rosetta*» der Belgier Luc und Jean-Pierre Dardenne ging der Hauptpreis an ein engagiertes Werk von zwei kaum bekannten Regisseuren, die bislang vor allem im dokumentarischen Bereich gearbeitet haben. Der grosse Jurypreis ging überraschenderweise an den ebenfalls weitgehend unbekannt Franzosen Bruno Dumont. Sein Film «*L'humanité*» stiess bei der Mehrheit der Kritiker auf wenig Gegenliebe – die Schreibende zählt sich zur kleinen Gruppe der Begeisterten. «*L'humanité*» ist ein etwas anderer *cop*-film: Pharaon, Polizist in einem Kaff bei Lille, ist ein grosser Melancholiker und Leidender. Wie ein Gefangener seiner selbst und seiner einengenden Umgebung lebt er vor sich hin, sucht nach dem Schönen, dem Guten. In Cinemascope und mit ungewöhnlicher Langsamkeit zeigt Dumont eine enge Provinzwelt, entwirft mit Könnerschaft einen Charakter, der in der Tradition der Figuren von Simenons Romanen ohne Maigret steht.

Zum Schluss noch einmal zu einem grossen Namen: David Lynch, der Spezialist für seelische Abgründe. «*The Straight Story*» dreht sich wiederum um die Untiefen menschlichen Lebens, allerdings inszeniert Lynch diese hier ganz anders als in seinen früheren Filmen. Alvin Straight, 73, lebt mit seiner Tochter in einem kleinen Ort in Iowa. Seit zehn Jahren hat er kein Wort mit seinem Bruder geredet. Als er von dessen Krankheit erfährt, beschliesst



Leise und gefühlvoll:
David Lynchs «*The Straight Story*»

er, zu ihm zu reisen, sich mit ihm zu versöhnen. Alvin hat aber keinen Führerschein, wenig Geld, und eine Reise auf Schusters Rappen kommt in seinem Alter auch nicht in Frage, sind doch immerhin 350 Meilen zu bewältigen. Sechs Wochen ist Alvin schliesslich mit einem Motormäher unterwegs durch die amerikanische Provinz. Er durchlebt Tage und Nächte im Rhythmus der Natur, verschiedene Begegnungen – etwa mit einem Kriegsveteranen, einem Pfarrer oder einer jungen Frau – prägen seine Reise. «*The Straight Story*» ist ein sehr schöner, gefühlvoller, überzeugender Film. Und einer, der das auf die Leinwand bringt, was etliche amerikanische Schriftsteller der Gegenwart so geschickt beherrschen: Schreckliches im richtigen Moment auszusprechen und es dann stehen zu lassen. Was gewisse Dinge oder Erlebnisse für die Seele bedeuten, muss nicht immer näher ausgeführt werden – jeder Mensch mit Herz weiss es auch so.

Am Schluss von David Lynchs Film blicken zwei alte Männer in einen Himmel voller glitzernder Sterne. Sie sind nicht künstlich wie der Glanz des Filmfestivals von Cannes. Und sie fallen nicht so schnell verlöschend in die Nacht wie viele der gezeigten Filme. ■